

Hans-Joachim Höhn

Wortgewand

Anders
von Gott sprechen





© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2025

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: © Anne Wöstmann, Sandrelief,

LZ,6, 2023, (Serie LZI)

Satz: SatzWeise, Bad Wünnenberg

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

ISBN Print 978-3-451-02441-2

ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-83566-7

Inhalt

Vorwort	7
I. Heraus mit der Sprache! Plädoyer für Theopoesie	11
Von sich reden machen: Gottes Rufweite (13) · Im Wort sein: Geschöpflichkeit (15) · Spurwechsel: Poetische Gottesrede (19) · Stil: Kunst und Handwerk (24) · Te Deum: Tonspuren der Transzendenz (29)	
II. K(l)eine Kunst? Theologie kurzgefasst	33
Call for papers (34) · Kurze Typologie des Kürzens (36) · Lapidar und lakonisch: Theologie im Kleinformat (39) · ABCDarium: Theologisches Alternativlexikon (41) · Gottesfragebogen: Theologie per Interview (47)	
III. Ewig wahr? Warum die Grammatik Gott nicht los wird . . .	55
Wer schreibt, der bleibt? (56) · Für alle Zeit präsent: Futur II (57) · Grammatik: Sein und Sinn (62) · Exkurs: Nach Babel (67)	
IV. Grammatische Dreierkette: Vom Können, Sollen, Dürfen	71
Können: Vermögensbildung (75) · Sollen: Anspruchs- berechtigung (76) · Dürfen: Lizenzerteilung (78)	

V. „Mach doch mal einen Punkt!“ Kleine Theologie der Satzzeichen	87
Punkt und Doppelpunkt: aufhören und anfangen (90) · Komma: unterscheiden, aber nicht trennen (94) · Frage- und Ausrufezeichen: bezweifeln und bekräftigen (96) · Semikolon & Emoticon: kombinieren und kommentieren (99)	
VI. Schrift und Grafik: Theopoesie experimentell	103
Konkrete Poesie: Schriftzüge und Hörspiele (104) · Das geübte Auge: Theologie und Optik (111) · Trinitäts- Logo: Dogmatische SinnBilder (115)	
VII. Auf die Spitze getrieben: Theologische Aphoristik	123
Punktlandungen (127) · Redensarten (130) · WortPaar- Bildung (132) · AufTakt und EinSatz (134) · Sammel- surium (136)	
VIII. Epilog: „Mach bloß keine Geschichten!“	153
Auswahlbibliographie	165
Anmerkungen	169

Vorwort

Es gibt Fehler, die sich in unser Tun einschleichen, weil wir sie aus Nachlässigkeit oder Fahrlässigkeit begehen. Meist werden sie erst im Nachhinein erkannt und bekannt. Nur selten macht jemand bewusst und mit voller Absicht einen Fehler. Gleichwohl ist in beiden Fällen mit Vorhaltungen zu rechnen: Das hätte nicht passieren dürfen! Für Flüchtigkeitsfehler darf man auf Nachsicht hoffen. Absichtlich begangene Fehler werden jedoch strenger behandelt und seltener verziehen.

Der Titel dieses Buches ist offensichtlich fehlerhaft. Er verstößt gegen die Regeln deutscher Rechtschreibung. Das Verb „wenden“ verlangt für sein Partizip Perfekt die Schreibweise „gewandt“. Allerdings steht hinter diesem Regelverstoß eine Freiheit, welche die deutsche Grammatik großzügig einräumt: Man darf ein neues Wort bilden, das aus einer Paarbildung bekannter Worte hervorgeht. Im vorliegenden Fall ist ein ungleiches Paar beteiligt. Der Textilterminus „Gewand“ wird mit dem Elementarbegriff „Wort“ verbunden. Diese Liaison erzeugt Assoziationen, die im Folgenden theologisch verfolgt und vertieft werden sollen. Denn das Reden von und zu Gott braucht ein passendes Sprachgewand. Die Palette ist breit – vom Trachtenanzug der Tradition bis zum Designerstück akademischer Diskurse. Je nach Anliegen und Anlass der Gottesrede ist ein besonderer Dresscode zu beachten. Ein feierliches Hochamt verlangt einen ästhetisch ansprechenden liturgischen Überwurf, für den Religionsunterricht wird man eher nach einem pädagogisch tragbaren „casual look“ suchen. Zwanglos und locker, aber nicht schäbig und abgetragen, am bes-

ten leger und gepflegt – mit diesen Auswahlkriterien dürfte man bei unterschiedlichen pastoralen Einsätzen und Auftritten meistens richtig liegen.

Die Frage nach einem möglichen poetischen Code der Gottesrede eröffnet auf den nächsten Seiten einen Gedankengang, bei dem es um die Sprache der Theologie und um die Theologie der Sprache geht. Lässt sich die Sache der Theologie auch in eine theopoetische Form bringen? Sorgt die Theopoesie für eine neue Wortgewand(t)heit? Kann sie einen neuen und eigenen Stil der Rede von Gott begründen?

Ein Dresscode bestimmt das äußere Erscheinungsbild einer Person. In der Sprache übernimmt die Grammatik diese Funktion für das Formulieren von Gedanken. Ihr Regelwerk trägt dazu bei, dass Gedanken eine Form annehmen, die ihnen einen guten Auftritt in der Öffentlichkeit ermöglichen. Auch hier geht es um Stilfragen. Ursache für einen schlechten Sprachstil ist bisweilen eine fehlerhafte Kenntnis der Grammatik einer Sprache. Diese Unkenntnis zu überwinden ist wenig attraktiv. Einem weit verbreiteten Vorurteil nach kommt die Beschäftigung mit der Grammatik einem sturen Regelpauken gleich – mit Beispielsätzen ohne jegliche poetische Qualität. Gegen dieses Vorteil wenden sich einige Kapitel dieses Buches, in denen es auf den ersten Blick um poetisch und theologisch Nebensächliches geht: Zeichensetzung, Modalverben, Tempuswahl. Aber in der Grammatik einer Sprache steckt mehr Poesie (und Theologie) als ihre Lehrbücher zugeben.

Der erste Eindruck, den ein Text erzeugt, stammt von seinem Schriftbild. Nicht nur die Auswahl von Schriftart und -größe, das Seitenlayout oder die Verwendung grafischer Elemente entscheiden darüber, ob auf den ersten Eindruck ein erhöhtes Interesse am Gedruckten folgt. Als Blickfänger kann ein Text auch dann wirken, wenn er selbst

und im Ganzen zur Grafik wird. Im 20. Jahrhundert hat das Projekt einer „Konkreten Poesie“ das Ziel verfolgt, die sprachlichen Darstellungsmittel eines Textes grafisch so zu präsentieren, dass „auf einen Blick“ bereits dessen Bedeutung erfasst werden kann. Hierbei fungiert die Sprache nicht nur als Medium, Träger oder Behälter von Inhalten, auf die sie lediglich verweist, sondern stellt typographisch bereits direkt dar, wovon die Rede ist. „What you see is what you get“! Hier zeigt sich eine interessante Nähe zu einer religiösen Denk- und Sprachform, die auf „sakramentale“ Vollzüge setzt. Denn diese zeichnen sich dadurch aus, dass sie vergegenwärtigen und bewirken, was sie mit einer Zeichenhandlung darstellen.

Zu den effizientesten Formen einer sprachlichen Äußerung zählt der Aphorismus. Auch er scheut Umwege und Abschweifungen. Was er zu sagen hat, geht direkt ins Ohr. Auf welchen Wegen man dazu kommt, auch theologische Überlegungen auf ihre Sinnspitze zu treiben und in einen Aphorismus zu bringen, ist das Thema der abschließenden Lese- und Studieneinheiten dieses Buches.

Noch ein Wort zum Buchtitel: Der ursprünglich vorgesehene Untertitel lautete „Theopoetische Lektionen“. Da aber weder ein Lehrbuch entstehen noch jemandem eine Lektion erteilt werden sollte, wurde er wieder verworfen. Vielleicht trifft am ehesten die angelsächsische Wortvariante „lectures“, was Anliegen und Ziel dieses Buches sind. Mit diesem Label laden auch hierzulande viele Universitäten regelmäßig führende Wissenschaftler ein, eine kleine Serie von Gastvorlesungen zu halten. Dabei gibt der prominente Guest einen Einblick in sein Schaffen und lädt sein Auditorium zur Lektüre und Diskussion eigener und fremder Texte ein. Ein solches Anliegen verfolgt auch dieses Buch. Es will zum Lesen und Schreiben animieren – und es macht Vorschläge, wie man beim Denken und Schreiben anders

vorgehen kann als dies in akademischen Kontexten üblich ist.

Mein besonderer Dank gilt Dr. Stephan Weber für seine Bereitschaft, nach meinem theopoetischen Erstling „In Gottes Ohr“ (Freiburg 2022) einen weiteren Band mit poetischen und theologischen Ambitionen in das Programm des Herder Verlages aufzunehmen. Gewidmet ist dieses Buch jenen Menschen, die mir das Denken, Sprechen und Schreiben beigebracht und mich Gott näher gebracht haben.

Köln im Herbst 2024

Hans-Joachim Höhn

I. Heraus mit der Sprache! Pläoyer für Theopoesie

Es gibt Redensarten, die einen Wandel durchlaufen, der ihren Sinn dreht und wendet. Dazu gehört die Redewendung „Dein Wort in Gottes Ohr“. Sie ist im Lauf der Zeit doppelsinnig und zweideutig geworden. Ursprünglich war sie Ausdruck einer Bekräftigung und einer Zustimmung zu dem, was ein Anderer gesagt hat: „Gott wird Dich gewiss erhören und es wird geschehen, wovon Du sprichst!“ Heute hat sie einen anderen Beiklang. Zwar nimmt sie immer noch zustimmend auf, was jemand gesagt hat. Zwar wird immer noch Gott adressiert. Aber mit dem Wunsch nach Erhörung verbindet sich ein Zweifel. Man ist skeptisch, ob ein Wort des Menschen das Ohr Gottes tatsächlich erreicht. Wie steht es um seine Hörbereitschaft und sein Hörvermögen? Hört Gott zu, wenn wir mit ihm reden? Hört er mit, wenn wir von ihm sprechen? Könnte er uns abhören, wenn wir – ganz unter uns – über ihn etwas sagen, lästern, tuscheln, spotten? Oder ist er anderweitig beschäftigt und hat ganz andere Sachen um die Ohren?

Die Skepsis, dass Gott und Mensch sich in gegenseitiger Hör- und Rufweite aufhalten, ist berechtigt. Geraume Zeit hat Gott sich nicht mehr zu Wort gemeldet. Wollen wir uns damit abfinden, dass er „viele Male und auf vielerlei Weise einst zu den Vätern gesprochen hat“ (Hebr 1,1), aber seitdem für deren Nachkommen kaum mehr ein Wort übrig hat? Wie lange wollen wir zu jemandem sprechen, der sich selbst in Schweigen hüllt? Ist es ein beredtes Schweigen, das von einem wortkargen Gott ausgeht? Bringt es etwas, wenn wir ihm ständig in den Ohren liegen?

Nicht geringer ist die Skepsis, wenn sich religiöse Menschen zu Wort melden und aus eigener Initiative Gott zur Sprache bringen wollen. Nun soll Gottes Wort in des Menschen Ohr. Aber wer im Namen Gottes auftritt, muss erfahren, dass dieser Anspruch häufig überhört wird. Er erreicht nicht das religiöse Innenohr der Angesprochenen. Und genau diese Erfahrung wird häufig zum Auslöser einer unseligen Redseligkeit. Denn bekanntlich „gründet der Glaube im Hören, das Hören im Wort Christi“ (Röm 10,17). Wenn auf Anhieb kein Glaube aufkommt, müssen offensichtlich Zahl und Eindringlichkeit der Worte erhöht werden. Zum Glück ist das religiöse Vokabelheft ja reich bestückt und lässt keine Wortmangellage entstehen. Keinem Prediger müssen vorzeitig die Worte ausgehen. Aber genau dies ist ein problematischer Reichtum. Theologische Beredsamkeit wandelt sich oft in inhaltsleere Geschwätzigkeit, gegen die sich das vermeintlich schwerhörige Kirchenvolk nur mit dem Abschalten seines spirituellen Hörgerätes wehren kann. Man mag es den Kritikern nicht verdenken: Das Wort „Gott“ verkommt im Kirchenjargon häufig zur hohen Phrase und das „Wort Gottes“ wird in Katechesen und Predigten emsig leergedroschen. Begeistert hören die Betreiber religiöser Dreschmaschinen sich selbst reden und nennen ihr Gerede stolz „Zeugnis ablegen von Gott“. Dass ein solches Reden bei ihrem Publikum die Hörsturzgefahr erhöht, wird nicht bedacht. Der Zeugnisbeflissene kriegt gar nicht mehr mit, wie peinlich missionarische Monologe sind.¹

Von sich reden machen: Gottes Rufweite

Was wäre die Alternative? Soll man eher von Gott schweigen? Nein, denn Schweigen ist vielgestaltig und missdeutbar. Es kann betreten und verschämt sein. Schweigen kann verbergen und verschleiern. Es kann von jemandem kommen, den man mundtot gemacht hat. Es kann Zeichen der Resignation und des Sich-Fügens in die Vergeblichkeit aller bisherigen Wortmeldungen sein.

Wir schweigen
wieder einmal
über Gott und die Welt

Gott können wir
sowieso nicht ändern

(Axel Kutsch)²

Wer von sich reden macht, muss nicht selbst zu Wort kommen. Er kann gleichwohl in aller Munde sein. Dass Gott einmal von sich reden machte, bezeugen viele Texte der christlichen Tradition. Und ebenso viele Texte belegen den Versuch, mit Gott ins Gespräch zu kommen. Aber eine nicht geringe Anzahl beklagt auch das Ausbleiben einer Antwort. Immerhin scheint dieses Schweigen noch der religiösen Rede wert zu sein. Christen wollen sich den Glauben nicht ausreden lassen, dass Gott mit sich reden lässt. Über diesen Glauben machen sie viele Worte: „Ich glaube, darum rede ich!“ (2 Kor 4,13). Wer mit sich reden lässt, lässt die Bereitschaft erkennen, auf andere einzugehen. Wenn dieser Satz stimmt, gilt er für Gott und erst recht für alle, die an ihn glauben. Allerdings nimmt man seit geraumer Zeit den Christen ihren Glauben an einen „gesprächigen“ Gott nicht

mehr ab. Um auf die Skepsis ihrer Zeitgenossen einzugehen, müssen sie etwas zu entgegnen haben, das verstanden und vertreten werden kann. Dazu braucht es die richtigen Worte: Worte, die aufhorchen lassen. Worte, die der Resignation und dem (Selbst-)Zweifel widersprechen. Religiöse Widerworte. Also: „Raus mit der Sprache!“ – aber mit welcher?

Mein Vorschlag lautet: Heraus mit der Sprache der Theopoesie. Heraus mit einer Sprache, die nicht frömmelt, nervt und langweilt. Heraus mit einer Sprache, die verhindert, dass Herz und Hirn auskühlen. Heraus mit einer Sprache, die uns andächtig werden und in Gedanken ganz woanders sein lässt – in Gottes Hör- und Rufweite. Heraus mit einer Sprache, die ein Echolot von Leben und Glauben ist.

Wenn Christen mit ihrer Gottesrede Anklang finden wollen, müssen sie dabei nicht nur die passenden Worte, sondern auch den richtigen Ton und die rechte Tonlage finden. Mit dem rechten Ton in Gottes Tonlage und Tonart hat ohnehin alles angefangen. Die Welt ist ja – wie auf den ersten Seiten der Bibel zu lesen ist – eine Tonschöpfung: „Gott sprach – und es geschah.“ Nach Gen 1,1–2,4a ist es das Wort Gottes, das eine unförmige, nichtige und lebensfeindliche Wirrnis (Tohuwabohu) in einen Lebensraum überführt, der sich durch lebensermöglichtende, wohltuende Unterschiede auszeichnet.³ Was Gott als erstes herbeiführt, ist der Unterschied von Licht und Dunkel. Es ist diese Grundunterscheidung und der Grundakt des Scheidens, die in der Folge weitere lebensermöglichtende Unterschiede hervorbringen. Das Unterscheiden bestimmt wie ein Leitmotiv die einzelnen Schöpfungsakte und -tage. Das Firmament, das Werk des zweiten Tages, zieht eine Grenze zwischen den „Wassern oberhalb“ und den „Wassern unterhalb“. Das „Land“ wird seinerseits als Folge einer (Unter-)Scheidung aus den unteren Wassern auftauchen. Der Pro-

zess fortwährender Unterscheidung wirkt sich auf das Da-sein der Pflanzen und Tiere aus, von denen ein jedes „nach seiner Art“ geschaffen ist. Durch Scheidung entstehen somit vertikale und horizontale Ordnungen. Auch die Bestimmung der Gestirne, die Zeichen sein sollen „zur Bestimmung von Festzeiten, von Tagen und Jahren“ (V. 14), gehört in diesen Vorgang der Markierung von Unterschieden, die weitere Unterscheidungen nach sich ziehen. Nach Gen 1,1–2,4a wird auf diese Weise durch Gottes Geist und Wort ein Chaos zu einem Kosmos, d. h. zu einem wohlgeordneten Ganzen, das daseins-, identitäts- und bedeutungsermöglchende Unterschiede aufweist.⁴

Schöpfung ist demnach Überwindung chaotischer, nichtiger Unbestimmtheit und Ungeschiedenheit. Das „Tohuwabohu“ vermag von sich aus diesem heillosen Durcheinander keine Umrisse zu geben, durch die es zu etwas wird, das *als* etwas da ist. Hingegen wird in Gen 1,1–2,4a Gott als derjenige bestimmt, der den Unterschied zwischen dem Bestimmten und dem Unbestimmten konstituiert. Allein Gott ist es, der von dem Unförmigen, Formlosen und Lebensfeindlichen dasjenige unterscheidet, das durch diese Unterscheidung Gestalt und Form annimmt. Ohne Gottes Wort gäbe es weder den Unterschied von Sein und Nichts, noch ließe sich das, was ist, als etwas Bestimmtes benennen.

Im Wort sein: Geschöpflichkeit

Wenn geschaffenes Dasein als „Schöpfung durch das Wort“ bestimmt wird, dann ist die Verfassung der Welt in der Dimension der Sprachlichkeit zu sehen. Das gilt erst recht für

den Menschen. Seine eigene Sprachlichkeit ist die Resonanz von Gottes Schöpfung durch das Wort. Aber dies trifft nicht nur auf den Menschen zu. Aus theologischer Sicht hat das Geschaffensein der ganzen Welt die Eigentümlichkeit eines „Sprachereignisses“, d.h. durch das Wort Gottes ereignet sich nicht nur etwas in der Welt der Sprache, sondern auch der Unterschied von Sein und Nichts, ohne den nichts wäre und ohne den von nichts gesprochen werden könnte: „Alles ist durch das Wort geworden und ohne das Wort wurde nichts, was geworden ist“ (Joh 1,3). Alles, was es gibt, ist Ergebnis eines Zuspruchs von Dasein, Identität und Freiheit.

Dass der Mensch dieses Wort aufnehmen und weitersagen kann, ist bereits in seiner Geschöpflichkeit begründet. Das „Im-Wort(Gottes)-Sein“ macht die Verfassung seines Daseins aus und präzisiert, was unter der „Gottebenbildlichkeit“ des Menschen zu verstehen ist. In seiner Sprachlichkeit findet sich auf Seiten des Menschen eine Entsprechung zu jener Hinsicht, wodurch sich Gott *als* Gott erweist und was sein Weltverhältnis konstituiert. Das „Ebenbild“ Gottes ist der Mensch dann, wenn er in seinen Lebensverhältnissen nachspricht, umsetzt und übersetzt, was Gott der Schöpfung zuspricht. Auf diese Weise vermag er dem Dasein und Freiheit zusprechenden Wort Gottes in seiner eigenen Existenz zu entsprechen. Aber da das Wort nicht nur etwas ist, das man sagt, sondern auch eine Angelegenheit des Hörens darstellt, besteht die Sprachbegabung des Menschen darin, dass er sie nur im Hören-Sagen ausbilden kann. Er kann Gott und seinem Wort entsprechen, wenn er sich von ihm etwas sagen lässt, ohne sogleich für sich selbst das Sagen zu reklamieren. Erst wenn er „ganz Ohr“ ist für die Zusage Gottes, kann er sein Menschsein selbst im Modus des Freispruchs und Zuspruchs, des Setzens wohltynder Unterschiede verwirklichen und auf diese Weise

„fruchtbar“ (vgl. Gen 1,28) werden lassen. Wie Gott vermag er dann allein durch Worte etwas in die Welt zu bringen, das es zuvor nicht gab.

Im Modus des Hören-Sagens hat der Mensch die Fähigkeit, sich die Welt sinnhaft zu erschließen. In der Dimension der Sprachlichkeit kann er alles, was in der Welt ist, auf seine Bedeutung hin befragen. In der Sphäre der Sprache begegnet ihm alles, was in der Welt ist, als etwas, das er verstehen und annehmen oder dem er widersprechen kann.

Die Welt ist Gottes Wortgeschöpf. Von Anfang an ist Gott bei seiner Schöpfung im Wort. Ihr vielsagendes Dasein verweist auf den, dem sie Existenz und Freiheit verdankt (vgl. Ps 19,2–7; Ps 33, 6–9; Ps 148; Weish 11,25). Ihren Schöpfer beim Dasein, Freiheit und Würde zusprechenden Wort zu nehmen und dieses Wort vernehmbar zu machen, ist Anliegen und Anspruch aller Gottesgeschichten, von denen die Bibel erzählt. Sie tut dies nicht in abstrakter theologischer Abstraktion, sondern übersetzt das Schöpfungswort Gottes in die Lebensgeschichten des Menschen. Ein Wort gibt dabei das andere – und daraus entsteht Gottes Wortgewand. „Gott an hat ein Gewand“ – diese Zeile findet sich in Friedrich Hölderlins Gedicht „Griechenland“, das er mehrfach überarbeitet hat. In der dritten Fassung ist zu lesen:

„.... zu lieb den Menschen
Gott an hat ein Gewand.“⁵

Dem Menschen zuliebe legt Gott ein Sprachgewand an, damit wahrnehmbar, hörbar und sagbar wird, wie Gott zu ihm steht. Das Christentum geht noch einen Schritt weiter und bekennt sich zu Jesus von Nazareth. Er ist für Christen nicht nur Übersetzer und Interpret von Gottes Schöpfungswort, sondern diese Übersetzung in Person – den Menschen zu-

liebe wahrhaft Mensch. Das Wortgewand Jesu ist das Evangelium. Seine Botschaft besteht in der Zusage einer unbedingten Zuwendung Gottes zum Menschen. Diese Zuwendung will zunächst praktiziert und nicht bloß gepredigt werden. Wenn Wirklichkeit und Wahrheit dessen, wovon Christen sprechen, darin gründen, was Jesus tut, sollten sie auf ihr Tun größeren Wert legen als auf ihr Reden. Das Evangelium mit Worten zu verkünden ist die Ausnahme, nicht die Regel.

Verkündet das Evangelium,
und wenn es nötig ist,
dann auch mit Worten.

(Franz v. Assisi)

Das Evangelium mit Worten zu verkünden, ist dann notwendig, wenn seine Praxis nicht mehr allein für sich spricht. Vielleicht wirft diese Praxis sogar Fragen auf. Wenn sie missverstanden wird oder auf Unverständnis stößt, muss ihr erst recht nachgesagt werden, was sie bedeutet.

Lasst den Taten
Worte folgen!

Aber auch die Bedeutung von Deutungen ist immer wieder neu zu buchstabieren und zu übersetzen. Es gibt zu viele Worte, die gehört verhallen. Wenn Gottes Zuwendung zum Menschen auch in Zukunft wahrnehmbar, spürbar und bedeutsam werden soll, muss man immer wieder eine neue Tonspur anlegen. Die Frage ist jedoch, wo man dies am besten lernt. In welche weiterführende Schule muss man gehen? Welche Schul-, Sprach- und Tonmeister soll man sich aussuchen?